



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerung eines Offiziösen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Erinnerungen eines Offiziosen



in Mann, der als Achtundsechziger nach einem höchst wechselvollen Leben, nach rastloser, anstrengender, oft aufreibender Thätigkeit diesseits und jenseits des Ozeans Spannkraft genug besitzt, sich noch einem neuen, ihm völlig fremden Berufe, wieder in andern Weltteilen, zu widmen, und den „Ruhestand,“ der dem Drei- unddachtzigjährigen auf seinen Wunsch gewährt wird, dazu anwendet, auf dreizehnhundert Großoktavseiten seine Erlebnisse zu berichten: ein solcher Mann ist gewiß eine ungewöhnliche Erscheinung. Dieser Mann ist Julius Fröbel, von dem rascher zu sagen wäre, welche Lebensstellungen er nicht eingenommen und wo er nicht gewohnt hat, als umgekehrt. An seine Selbstbiographie (Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Bände. Stuttgart, Cottaische Buchhandlung 1890/91) wird man mit gespannter Erwartung hinantreten dürfen, und im großen und ganzen wird man auch nicht enttäuscht werden. Der neue Odysseus erzählt seine bunten Schicksale lebendig, wenn auch nicht immer im besten Deutsch, *) schildert anschaulich die Natur unter verschiedenen Himmelsstrichen und die Menschen, mit denen er in Berührung gekommen ist; er verfügt offenbar über ein beneidenswertes Gedächtnis und außerdem, wie es scheint, über ein wahres Archiv von Tagebüchern und beleiht sich einer Offenherzigkeit, die nicht überall angenehm berühren wird. Dabei ist er andrerseits einer Gefahr nicht entgangen, der ein Memoirenschreiber leicht ausgesetzt ist: seine Person und sein Wirken zu überschätzen. Als er einmal, schon in hohen Jahren, fast ohne Aufenthalt von Smyrna nach Berlin gereist ist und nachher erfahren hat, daß solche Eile nicht vonnöten gewesen wäre, bezeichnet er das bitter als eine Strafe seiner Thorheit, sich für wichtig zu halten, und schon früher fällt die Bemerkung, daß er bei dem Wunsche, in einer andern Sphäre als der des Konsulatsdienstes verwendet zu werden, nicht an sich selbst gedacht habe. Welche Sphäre

*) Er teilt den weitverbreiteten Haß gegen Hilfszeitwörter und gebraucht regelmäßig anstatt „dortig“ das schöne Wort „dasig“, das Weigand eine Erfindung des „unedeln Geschäftstils“ nennt; das in Süddeutschland und Osterreich ein gleichlautendes Wort = wirr, schwindelig etc. gebraucht wird, scheint Fröbel trotz seines vieljährigen „dasigen“ Aufenthaltes unbekannt geblieben zu sein, und dergl. mehr.

er meint, wird nicht ganz deutlich, doch läßt sich mutmaßen, daß er sich berufen gehalten hat, einen Platz unmittelbar am Webstuhle der Geschichte einzunehmen. Denn so vielerlei er getrieben hat, legt er doch unverkennbar auf seinen Freischärlerdienst in der hohen Politik das größte Gewicht. Es ist förmlich rührend, mit welcher Befriedigung er aus verschollenen Zeitungen „lange, lange Lehrgedichte“ wieder abdrucken läßt, unfehlbare Rezepte für das kranke Deutschland, die leider, wie er selbst zugestehet, den einen Fehler hatten, von ganz falschen Voraussetzungen auszugehen. Doch damit berühren wir schon eine späte Periode des Lebenslaufes, die, die zeitgeschichtlich das meiste Interesse bietet und die Überschrift unsers Aufsatzes rechtfertigt.

Julius Fröbel ist 1805 als Sohn eines Landpredigers im Schwarzburgischen geboren. Die Schilderung seiner Kinderjahre im Elternhause, dann in der von seinem berühmten Oheim Friedrich geleiteten Erziehungsanstalt in dem Dorfe Keilhau bei Rudolstadt zeigen wieder so recht, welch ein Segen es ist, auf dem Lande aufzuwachsen. Der stete Verkehr mit der Natur, die unwillkürlich zur Gewohnheit werdende Beobachtung aller ihrer großen und kleinen Erscheinungen, die Teilnahme an häuslichen, Garten- und Feldarbeiten und damit die Schätzung jeder Art von Arbeit, die Kräftigung des Körpers sind Vorteile, für die der Ferienaufenthalt im Gebirge, den man jetzt auch ärmern Stadtkindern zugänglich macht, keinen Ersatz bieten kann. Für Fröbel sind diese Gaben von großem Nutzen gewesen, von größerem vielleicht, als er selbst glaubt. Er empfindet deutlicher in der Erinnerung die Schattenseiten in dem System seines Oheims, die doktrinaire, gelegentlich zur Tyrannei gesteigerte Rechthaberei; und für den patriotischen Aufschwung, unter dessen Einfluß jene Zeit stand, zeigt er wenig Sinn. Er „glaubt ein guter Deutscher zu sein,“ obgleich der deutsche Chauvinismus wie jeder andre ihm verhaßt sei. Damit ist nicht viel gesagt. Gerade der Deutsche ist nur zu sehr geneigt, einen Chauvin schon in dem Landsmanne zu sehen, der ein starkes Nationalbewußtsein zeigt, ohne es zu übertreiben. Der weltbürgerliche Zug äußert sich bei Fröbel sehr frühzeitig, und auch in diesem Falle scheint sich wieder das Übergewicht des mütterlichen Blutes zu bewähren. Eine Bemerkung ist nicht allein für den Erzähler so charakteristisch, daß wir sie gern erwähnen. Daß ein preussischer Unteroffizier den Halberwachsenen an seinen langen Haaren gezaust hat, ist eingestandenmaßen der Grund einer Abneigung gegen Preußen gewesen und für lange Zeit geblieben. Das klingt lächerlich, aber ähnliche Ursachen würden bei vielen Preußenfeinden zum Vorschein kommen, wenn sie eben so aufrichtig gegen sich und andre sein wollten.

Etwas amerikanisch ist der Gang unsers Autors, sobald er halb genötigt halb freiwillig seinen eignen Weg einschlägt. Er wird Kartenzehner, Lithograph und Feldmesser, bald hier, bald dort, hört Collegia, wo dazu Gelegenheit ist, hat das Glück, überall die Gunst hervorragender Männer zu gewinnen,

lernt Ritter und Alexander von Humboldt (diesen in seiner doppelten Eigenschaft als Naturforscher und Hofdemagogen) kennen, erhält auf dessen Empfehlung eine Lehrerstelle für Geographie in Zürich und bald die Professur der Mineralogie an der dortigen neugegründeten Universität. Die dreißiger Jahre entbanden bekanntlich in der Schweiz und zumal in Zürich eine sehr lebhafte politische Bewegung, in deren Kreise bald auch der junge Professor gezogen wurde. Und als in Deutschland dem kurzen Frühling von 1840 schnell ein harter Nachwinter folgte, insbesondre die Bücher- und Zeitungszensur die Zügel wieder straff anzog, übernahm er eine kleine Winterthurer Buchhandlung, das einst als „Freithof“ für Zensurflüchtlinge allbekannte „Litterarische Comptoir in Zürich und Winterthur.“ Die Mitteilungen über damalige Schweizer Verhältnisse, den Anteil der Deutschen an dem politischen Leben und Treiben u. s. w. enthalten viel Beachtenswertes, und Fröbels Erfahrungen als Verleger können manchem andern wenigstens das solamen miseris gewähren. Das Geschäft, das im Laufe der Zeit verschiedene Teilhaber hatte, zahlte hohe Honorare, der Absatz war nur in Ausnahmefällen (Hervwegh) groß, Verbote in Deutschland und Schikanen der damaligen Züricher Machthaber brachten große Verluste, und als sich die Bedrängten um Hilfe an einflußreiche und vermögende Parteifreunde in allen Gegenden Deutschlands wandten, erhielten sie in allem ungefähr zweitausend Gulden! Schließlich übernahm Arnold Ruge den Verlag und siedelte damit nach Leipzig über. Daß auch er als Buchhändler keine Seide gesponnen hat, ist bekannt.

Fröbel selbst ließ sich 1846 in Dresden nieder. Noch in Zürich hatte er das Buch „System der sozialen Politik“ verfaßt, worin er sich bereits zum Staatssozialismus bekennt; nun versuchte er sich als Dramatiker und plante eine handreiche „Hausbibliothek aller Natur- und Geschichtswissenschaften,“ die aber nicht über den Prospekt hinausgekommen ist, da das Jahr 1848 sowohl den Verfasser, Fröbel, wie den Verleger, Ruge, in den Strudel der revolutionären Politik riß. Ruge gründete die Zeitung „Reform,“ trat in die Deutsche Nationalversammlung ein, wurde im Herbst des Jahres ein Führer der Berliner Straßendemokratie und mußte nach den Dresdner Maiereignissen in England Zuflucht suchen. Fröbel redigirte zuvörderst eine republikanische Zeitung in Mannheim und trat dann an die Spitze einer demokratischen Zentralgewalt, er wurde sozusagen Präsident der künftigen Republik Deutschland. Diese Behörde hatte ihren Sitz in Berlin und stützte sich auf ein wildes Parlament, worin, wie der Abgeordnete Berg einmal behauptete, die Redner, die sich beikommen ließen, „Meine Herren“ zu sagen, einen Ordnungsruf erhielten und das geflügelte Wort geboren wurde: „Die soziale Frage muß gelöst werden, wenn wir auch die ganze Nacht beisammen bleiben sollten.“ Die ganze Sache stand auf gleicher Höhe mit den jetzigen Friedenskongressen und verlief, wie diese verlaufen werden: im Sande.

Zu den wohlthwendigsten Erscheinungen des stürmischen Jahres gehört es ohne Frage, daß man sich im Volke der Männer erinnerte, die früher für die Einheit und Freiheit Deutschlands gewirkt und gelitten hatten. So kam neben den Jordan, Fahn, Eisenmann u. s. w. auch Johann Georg August Wirth in die Nationalversammlung, der, nach dem Hambacher Fest unter Anklage gestellt, von den Geschwornen in Landau freigesprochen und trotzdem aus einem bairischen Gefängnis ins andre geschleppt worden war. Er starb noch im Sommer, und seine Wähler im Fürstentum Neuz übertrugen seinen Sitz Fröbel. Bald nach seinem Eintritt in die Versammlung beschloßen die beiden Fraktionen der Linken, dem aufständischen Wien ihre Anerkennung durch Abgeordnete auszusprechen, da die Mehrheit es abgelehnt hatte, die nach dem Muster der französischen Revolution wieder beliebt gewordne Phrase „um das Vaterland wohlverdient“ auszusprechen. Blum, Fröbel und zwei Österreicher übernahmen die Mission. Sie konnten sich in Wien wohl dem Ansinnen nicht entziehen, als Offiziere an der Verteidigung der Stadt teilzunehmen, so wenig sie vom Kriegshandwerk verstanden haben mögen, und so wenig Vertrauen ihnen die revolutionären Gewalthaber einflößen konnten. Nach der Unterwerfung Wiens wurden Blum und Fröbel in Haft genommen, Blum, wie bekannt, erschossen, Fröbel zum Strange verurteilt, aber begnadigt; die beiden Österreicher scheinen die richtige Witterung gehabt zu haben, wie weit Fürst Windischgrätz die Unverletzlichkeit der Mitglieder der Frankfurter Versammlung respektiren würde, da sie sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten. Die Rettung Fröbels ist damals und noch viel später zu seinen Ungunsten ausgelegt worden. Nach den von ihm jetzt veröffentlichten Akten und sehr umständlichen Erläuterungen ist die Hauptsache völlig klar. Zu seinem Heile war er im Sommer in Wien gewesen, wiederholt den verrückten Volksrednern als Vernunftprediger entgegengetreten und hatte die Radikalen, die die Zertrümmerung Österreichs forderten, in einer Flugschrift bekämpft, den Bestand des Reiches neben dem deutschen und in Verbindung mit diesem für eine Nothwendigkeit erklärt. Beides kam ihm zu gute. Zu vermuten ist außerdem, daß sich der Marschall durch den von Blum entworfenen Protest gegen ihre Verhaftung gereizt gefühlt, sich dann aber an dem einen Opfer habe genügen lassen; der Deutschkatholizismus Blums ist wohl ein besonderer Erschwerungsgrund gewesen.

Ein Zufall beschützte Fröbel ein halbes Jahr später zum zweitenmale. Er war mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart gegangen und nach dessen Sprengung nach Baden. Als Zivilkommissar zur Beaufsichtigung des verdächtigen Mirowslawski nach Rastatt gesandt, fand er die Festung schon von den Preußen eingeschlossen und entging so dem Schicksal, wie Trützschler, Dortu u. a. doch noch vor die Gewehrläufe gestellt zu werden oder mindestens wie Corvin die Bekanntschaft der Kasematten und des Bruchsaler Zellengefängnisses zu machen.

In Amerika, wo er nun „sein Heil suchte,“ entschloß er sich bald, sich rückhaltlos an dem Leben seiner neuen Heimat zu beteiligen. Einsichtsvoller als viele seiner Genossen, erkannte er das Unvernünftige, jenseits des Weltmeeres an einer neuen Revolutionirung Deutschlands arbeiten zu wollen, und die Nachricht von dem Tode seiner Frau, einer Schweizerin von echt Züricher Typus, die vorläufig in Europa zurückgeblieben war, bestärkte ihn in dem Vorhaben, „sich geistig wie politisch zu naturalisiren.“ Und um gleich gründlich mit der europäischen Vergangenheit zu brechen, unternahm er, während man ihm die Aussicht auf eine Professur eröffnet hatte, mit zwei gewöhnlichen Handwerksgefelln die Gründung einer Seifensiederei, die nach einem halben Jahre liquidiren mußte. Seine Kreuz- und Duerzüge durch Nord- und Mittelamerika und Beschäftigungen als Vorleser, Zeitungsredakteur, Karawanenführer wollen wir hier nicht verfolgen, so viel anziehendes auch in diesem echt amerikanischen Leben zu Tage kommt. Im Jahre 1855 verheiratete er sich wieder, und zwar mit einer Tochter des einstigen bairischen Ministers, des Regentschaftspräsidenten und Staatskanzlers in Griechenland Grafen Arnansperg, die als Gattin eines jungen Revolutionärs nach Amerika gekommen und bald Witwe geworden war. Als der Plan, sich in Honduras anzusiedeln, an Ort und Stelle als unausführbar erkannt worden war, entschlossen sie sich nach Europa zurückzukehren. So weit der erste Band des „Lebenslaufes.“

Die politischen Flüchtlinge, die den Aufenthalt in der Fremde benutzt hatten, zu lernen, an die mitgebrachten Lehrmeinungen den Maßstab der wirklichen Zustände anzulegen und aus den Ergebnissen Folgerungen für die Heimat zu ziehen, kamen sich beim Betreten des vaterländischen Bodens entfremdet vor. Sie fanden die alten Parteigenossen festgerannt in Vorstellungen, die sie selbst abgestreift hatten, und wurden als Abtrünnige behandelt, wogegen andre Emigranten stolz darauf waren, ebenso unverändert und unbelehrt zurückzukehren, wie einst die Bourbonen und ihr Anhang, und deswegen gefeiert wurden. Tröbel gehörte zu den ersten. Er sah demokratische Kollegen aus der Paulskirche bereit, die „Freiheit“ aus den Händen Louis Napoleons zu empfangen, andre noch immer ohne Ahnung davon, daß die schönsten „Grundrechte“ allein kein Fundament für ein Staatsgebäude abgeben können. Wie mancher andre, erblickte er in der Trias die einzige Form einer Zusammenschließung der Deutschen ohne Bruderkrieg, und dieser Gedankengang machte ihn zum österreichischen officiösen Publizisten. Er hatte schon in Amerika ausgesprochen, die einzige deutsche Stadt, in der er leben möchte, sei Wien, und — dem preussischen Unteroffizier, der ihn einst an den Haaren gerissen hatte, waren Polizeikommissäre mit Ausweisungsbefehlen und ähnliche verstimmende Erscheinungen mehr gefolgt!

Daß man in Wien eine so gewandte Feder auch in der Hand eines ehemaligen Republikaners und ungehenkten Rebellen willkommen hieß, wird durch

das sogenannte liberale Regiment Schmerlings erklärlich, und Ausländer waren dort so wenig im Dienste der Hofkanzlei wie in der Armee etwas ungewöhnliches. Die Dynastie, in der die deutsche Kaiserkrone fast erblich geworden war, hatte zugleich Beziehungen zu Italien, Spanien, Lothringen, den Niederlanden, abgesehen von den nichtdeutschen Erbländern, und es wird daher schwerlich ein zweites Staatswesen zu finden sein, dessen Offizierkorps und Beamtenschaft ein solches Gemisch von Nationalitäten darböte; und bekanntlich drückte man, wenn der Degen oder die Feder gut war, wegen mangelnder Rechtgläubigkeit gern ein Auge zu. Merkwürdigerweise scheint bei den Publizisten auch nicht darnach gefragt worden zu sein, ob sie das Land kannten oder nicht — siehe die Schweizer Johannes von Müller, Hurter, Bernhard Mayer, den Preußen Geng, den Baiern Pilat, den Nassauer Max Gagern, den Hannoveraner Orges und viele andre. Ihnen reihte sich also Fröbel an, und an Eifer hat er es nicht fehlen lassen. Aber dieser Teil seines Lebenslaufes offenbart aufs unzweideutigste, daß Menschenkenntnis nicht seine starke Seite ist, so viel er sich auch auf sein rasches Durchschauen von Persönlichkeiten zu gute thut, und so oft er versichert, Intriganten, Spione, Jesuiten sofort gewittert zu haben. Ein erbauliches Beispiel fällt in das Gebiet des Komischen. Belehrung über Personen und Zustände in dem Lande, in dem er eine einflußreiche politische Rolle übernehmen wollte und das er doch so wenig kannte, empfing er amtlich von dem Herausgeber des Blattes, an dem er thätig war; er rühmt ihm Charakter nach und erzählt, der Herausgeber habe nach Schmerlings Sturz das Blatt eingehen lassen, weil er „als uncompromising man nicht hinter Schmerling zurückbleiben wollte.“ Doch mit aller Unbefangenheit berichtet er auch, der uncompromising man habe ihm zugegangene Nachrichten an der Börse verwertet, dem Könige von Baiern einen Roman zugesandt und dabei um einen Orden gebeten und sei unter dem Grafen Taaffe Redakteur der offiziellen Zeitung geworden!

Unter solchen Umständen nimmt man seine Urteile über Staatsmänner nicht ohne Mißtrauen entgegen, und was insbesondre Schmerling betrifft, dem er viel Anhänglichkeit bewahrt hat, läßt sich seine Befangenheit sogar nachweisen. Dieser Minister hat gegen ihn geäußert, er gelte für träge, sei aber nur gleichgültig gegenüber unwichtigen Angelegenheiten. Nun war zweifellos die wichtigste Aufgabe für den „Staatsminister“ (ein dem Französischen nachgebildeter Titel, den er, wie es scheint, selbst für sich erfunden hat, weil er bedeutender klingt, als Minister des Innern) die Herstellung seines verfassungsmäßigen Verhältnisses zwischen Ungarn und Deutschösterreich. Wie er diese Aufgabe anfaßte, darüber haben wir zwei Zeugnisse, das eine von Fröbel selbst. Ein österreichischer Publizist, der damals mit Schmerling verkehrt hat, erzählte, er habe 1861 nach Auflösung des ungarischen Landtages (der es abgelehnt hatte, in seiner Adresse den Monarchen als König anzuerkennen, während er doch dessen

Rufe gefolgt war) den Minister gefragt, wie die Regierung nun weiter vorgehen werde, und die Antwort erhalten: streng nach dem Gesetze, der neue Landtag werde innerhalb der vorgeschriebenen Frist einberufen werden. Später sei ihm jedoch regelmäßig der Bescheid geworden, die Regierung habe noch keine Garantie besserer Wahlen. So vergingen Monate, bis endlich die Initiative hinter dem Rücken des Staatsministers und über seinen Kopf hinweg ergriffen wurde. Diesen Bericht ergänzt Fröbel. Als in Ungarn verlautet hatte, Österreich wolle eine Neuordnung der deutschen Verhältnisse in Angriff nehmen, fanden es dortige Politiker geraten, mit der Wiener Regierung Fühlung zu suchen. Vertrauensmänner, darunter Koloman Tisza, kamen nach Wien, um über das künftige Verhältnis Ungarns zu Österreich und zu dem mit Deutschösterreich geeinigten Deutschland zu unterhandeln. Die Lage der Regierung war mithin günstiger, als je vorher und nachher. Der Berg war wirklich zum Propheten gekommen, aber der Prophet wußte daraus keinen Nutzen zu ziehen. Schmerling ordnete zu den Besprechungen Personen ab, die nach Fröbels Darstellung noch völlig in den Überlieferungen der Schwarzenberg-Bachischen Politik steckten und es glücklich dahin brachten, daß sich die anfangs nachgiebig gestimmten Magyaren ebenfalls auf ihren Rechtsboden zurückzogen, und daß die Konferenzen ohne Ergebnis blieben. Und diesen Minister soll man als bedeutenden Staatsmann ansehen? Nach seinem Sturze hat er auf Fröbels Bemerkung, er werde wieder gerufen werden, geantwortet, öfter als zweimal lasse man sich von einem Kaiser nicht täuschen. Daß auch ein Kaiser keine Neigung haben könne, sich öfter als zweimal in einem Minister zu täuschen, daran scheinen beide Herren nicht gedacht zu haben. Daß Intriguen gegen Schmerling gespielt worden sind, ist wohl zweifellos, aber seine Unthätigkeit mußte dazu förmlich einladen.

Der Eindruck wird um nichts vorteilhafter, wenn man des Ministers Verhalten in der deutschen Frage ins Auge faßt. Fröbel sagt von sich, er sei bei dem Beginne seiner politischen Laufbahn ein naiver Idealist gewesen. Er hätte das Wort in die Präsensform umsetzen können! Auf Schritt und Tritt wird man gewahr, daß Schmerlings Ideal eben auch nichts andres gewesen ist, als das nach Befiegung der Revolution eingeführte System, nur mit einigen konstitutionellen Formen aufgeputzt: Österreich ein Gesamtstaat und zugleich „Präsidialmacht“ in Deutschland. Das Dringendste schien zu sein, in Deutschland den Glauben zu erwecken, daß von Österreich etwas zur Befriedigung der nationalen Wünsche werde — sagen wir: angebahnt werden. Man schrieb 1861, der Regierungswechsel in Preußen, der Krieg zwischen Österreich, Italien und Frankreich, die neuerwachten Rheingelüste der Franzosen, die endlosen Verfassungswirren in Kurhessen hatten ganz Deutschland in Gährung versetzt. Jedermann meinte, daß es anders werden mußte, aber wie, darüber bestanden sehr verschiedene Ansichten, die jedoch im wesentlichen unter die Schlagwörter Großdeutsch und Kleindeutsch zu gruppieren waren. In Wien beobachtete man

unruhig die Thätigkeit des Nationalvereins, der das Frankfurter Programm von 1849 wieder aufgenommen hatte, und ihm sollte eine großdeutsche Parteiverbindung entgegentreten. Fröbel stürzte sich mit Feuereifer und bewundernswerter Arbeitskraft in die Bewegung, verfaßte Denkschriften, Reformpläne und Zeitungsartikel, und machte Reisen, um den neuen Verein zustande zu bringen. Allein die Begeisterung für ein neues habsburgisches Kaisertum war selbst bei denen nicht groß, die nicht auf die deutschen Länder Österreichs verzichten wollten oder sich aus politischen oder konfessionellen Gründen gegen die preussische Spitze erklärten; andererseits machte Fröbel die Bemerkung, daß im Ministerium des Äußern in Wien wohl Wert auf ein Gegengewicht gegen den Nationalverein gelegt wurde, doch für eine energische Politik wenig Stimmung vorhanden war — ebensovienig, wie im Staatsministerium. Dazu kam, daß Rechberg und Schmerling einander den Ruhm, die deutsche Frage gelöst zu haben, nicht gönnen wollten. Wie dann zuletzt nach langem Zaudern die Sache doch überstürzt unternommen wurde, trotz der im Volke ziemlich allgemeinen Gegnerschaft gegen den Ersatz eines Reichstages durch eine Versammlung von Delegirten der Landesversammlungen — mit ausdrücklicher Verletzung Preußens und seines Königs und doch ohne Entschluß für den Fall der Nichtunterwerfung Preußens —, das ist bekannt.

Diese Art, ohne Erwägung aller Möglichkeiten ins Feld zu rücken, scheint in der Politik eine Eigentümlichkeit des österreichischen Liberalismus zu sein. Man wird dabei an das Wort des Generals Benedek von seinem alten Soldatenglück erinnert. Er brachte in den böhmischen Krieg kein Vertrauen mit, aber er ging drauflos in der Hoffnung, daß sich zu rechter Zeit die heilsamen Entschlüsse oder — ein Glücksfall einstellen würde. Und nach den Wiener Zeitungen zu urteilen, will die dortige liberale Partei Österreich parlamentarisch regieren, wie sie das aber anstellen würde, wenn die nichtdeutsche Mehrheit Widerstand leistete, das behandelt jene Presse ebenso als Amtsgeheimnis wie die sozialdemokratische die Verfassung ihres Zukunftsstaates; und keine andre Partei scheint von der liberalen so gehaßt zu werden, als die „deutschnationale,“ die einsieht und eingesteht, daß bei der Zusammenfassung des Staates ein Parteidement weder möglich noch erwünscht wäre. Man rechnet wohl auch da wieder auf das gute Glück.

Zur Geschichte des Frankfurter Fürstentages bringt das vorliegende Werk einige Beiträge, die auch nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg noch beachtet werden müssen. Uns wenigstens war es neu, daß Fröbel die eigentliche treibende Kraft in der ganzen Angelegenheit gewesen ist. Ihm, und in dem Stande der Vorbereitungen wohl ihm allein, war es Ernst um die Sache, das beweisen seine vielen hier abgedruckten Ausarbeitungen. Er hielt zunächst an der Dreiteilung fest mit der romantischen Idee des Wechsels nicht nur im Bundespräsidium zwischen den Monarchen Österreichs, Preußens und

einem von den Mittelstaaten gewählten Fürsten, sondern auch dem Wechsel des Sitzes der Bundesregierung zwischen Wien, Berlin und Frankfurt; er drängte vor allem, daß sich Österreich nicht von Preußen zuvorkommen lassen dürfe, dies vielmehr in die Zwangslage versetzen müsse, entweder sich zu fügen oder sich offen als Gegner der Reform überhaupt zu bekennen; die Triasidee wollte er für alle Fälle als Rückzugslinie offen halten u. s. w. Er ließ sich sogar nach Süddeutschland vorausschicken, um für den Kaiser auf der Reise nach Frankfurt Stimmung zu machen. Er redigirte auch in Frankfurt die offiziellen Berichte über die Verhandlungen im Römer.

Den in Frankfurt vorgelegten Entwurf einer Bundesreform erkennt er allerdings nicht mehr als sein Werk an; und hier kommt nun eine Enthüllung, die ein neues Licht auf die Vorgänge in den sechziger Jahren wirft, vorausgesetzt, daß er seine Erzählung beweisen kann. Hinter den Kulissen sollen nämlich Jesuitenzöglinge in Regensburg die Fäden des „Puppenspiels“ (diesen Ausdruck gebraucht er selbst) gezogen haben. Der eigentliche Plan sei gewesen, Preußen zu zerschlagen und aus dessen westlichen Teilen und Nebenkändern ein neues Königreich Westfalen für den damaligen Erbprinzen von Taxis zu bilden. Hochfliegende Pläne sind der Prinzessin Helene, der ältern Schwester der Kaiserin von Österreich, schon oft nachgesagt worden; ob sie in der That diese Richtung genommen haben, können wir nicht untersuchen. Gewiß ist, daß Fröbel mit einem Vertrauensmann des Regensburger Hofes in Verkehr gestanden hat, der ihn einmal anweist, eine Denkschrift in drei oder vier Briefen auf die Post zu geben, jeder von anderer Hand an eine andre Adresse gerichtet und mit anderm Pestschaft gesiegelt. Diese Vorsicht im Hause des Erblandpostmeisters gewährt einen recht hübschen Einblick in die Geschichte des Briefgeheimnisses. Übrigens wird man sich erinnern, daß Bismarck nach dem Kriege einer Karte Deutschlands mit zerstückeltem Preußen Erwähnung gethan hat.

Das Fallenlassen des Reformprojekts und die Verständigung der beiden Großmächte über die Köpfe der Herren Beust, Dalwigk u. s. w. hinweg war natürlich nicht nach dem Geschmack des Verfechters der Trias, und vollends unbehaglich mußte es ihm in Wien werden, nachdem Schmerling aus dem Amte geschieden war. Er verließ anfangs 1866 den österreichischen Dienst, aber nur um einen ähnlichen anderswo zu suchen. Das Leben eines officiösen Publizisten muß großen Reiz für ihn gehabt haben. Wir sehen ihn mit allerlei mittelstaatlichen Größen in Verbindung und als Redakteur des Württembergischen Staatsanzeigers, der sich vor dem Kriege durch leidenschaftliche Sprache gegen Preußen hervorthat, endlich als Redakteur der Süddeutschen Presse in München. Dort scheint mehr als einmal die Hoffnung auf eine Art Postastellung aufgetaucht zu sein. Aber der Boden war wenig sicher. Zudem war Fröbel zu der Überzeugung gekommen, daß er Österreich und dessen Staatsmänner überschätzt, Preußen und vor allen Bismarck unterschätzt hatte. Nun wußte er sich dem

Reichskanzler zu nähern, wurde freundlich aufgenommen und endlich als deutscher Konsul nach Smyrna geschickt. Daß er eine solche Stellung nur als Vorschule für eine Verwendung auf wichtigern Plätzen betrachtete, ist früher erwähnt worden, auch daß man in Berlin seine Wünsche nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Versetzt wurde er nach einigen Jahren, aber nur in derselben Eigenschaft nach Algier. An beiden Orten hatte er vielfältig Gelegenheit zu interessanten Studien und benutzte diese auch, was nicht erst der Erwähnung bedarf. Mit dem erbetenen Abschied erhielt er den Rang eines Generalkonsuls und von Osterreich, dessen Generalkonsulat in Algier er eine Zeit lang geleitet hatte, einen höhern Orden, „wobei Verhältnisse früherer Jahre mögen in Betracht gezogen worden sein,“ meint er. Wir möchten wetten, daß dem Beamten, der diese Formen der Entschädigung für geleistete Dienste vorgeschlagen hat, Fröbels Wirken als offiziöser Journalist in Wien gar nicht bekannt oder doch nicht erinnerlich gewesen ist! 1863 und 1888! Eine Zeit, die lang und ereignisreich genug ist, eine Episode, die noch lebhaft vor seinem inneren Auge steht und ihm noch hochwichtig erscheint, aus dem Gedächtnis der andern zu verwiſchen.



Aus dem Nachlaß Scheffels und Vischers



ur wer sich selbst einmal mit den Schriften eines bedeutenden und fruchtbaren Dichters so beschäftigt hat, daß er ihm auch ein eigentlich biographisches Interesse abgewonnen hat, kann sich in die Stimmung von Herausgebern versetzen, die heutzutage den Nachlaß berühmter Männer der Öffentlichkeit zu übergeben haben. Solche Herausgeber gewinnen natürlich ein persönliches Verhältnis zu dem Verstorbenen, für sie hat jedes seiner Blättchen seine eigne Bedeutung. Es ist ihnen ein Stück aus einem großen Menschenleben, es erinnert sie an mehr oder weniger bedeutende Blätter, die vorher oder nachher von demselben Dichter der Welt übergeben wurden und Ruhm erwarben; es zeigt ihnen eine Vorarbeit oder einen Nachklang zu denkwürdigen Äußerungen oder künstlerischen Thaten, und damit verlieren sie ihrem Dichter gegenüber sehr leicht die rein ästhetische Unbefangenheit. Daneben tauchen aber auch Zweifel und Befürchtungen auf, die umso peinlicher sind, je ernster die Herausgeber ihre Sache nehmen. Wir leben in der Zeit der Ausgrabungen, der „Waschzettellitteratur,“ der Archivstudien, wir leben in einem alexandrinischen Zeitalter, und die massenhaften